

JOURNAL

AM WOCHENENDE

Esslinger Zeitung

Samstag/Sonntag, 19./20. März 2022

www.esslinger-zeitung.de



Literatur

Anders leben: 17-Jährige
Europäerin in Afrika

Núria Tamarits Graphic Novel / Seite 34



Reise und Freizeit

Ein Hauch Frankreich
in Norditalien

Die Alpenstadt Turin / Seite 35



Immobilienmarkt

Ist eine Wärmepumpe
das Richtige?

Was man beachten sollte / Seite 42

Eine Klasse für sich

Die erregten Debatten über Sexismus und Rassismus, Gender und Postkolonialismus überlagern heute Diskriminierungsformen aufgrund der sozialen Herkunft. Dabei geht es nicht mehr nur um materielle Benachteiligung, sondern auch um soziokulturelle und bildungspolitische Unterprivilegierung.

Von Sandra P. Thurner

Die Schulstühle sind zwar gleich hoch, doch die sozialen Unterschiede zwischen den Schülern brennen sich nach dem Pausenglockengeläut in die Seelen der Kinder ein. Es ist das Curriculum nach Schulschluss, das einem Teil unserer Zukunft das Leben lehrt. Der Name für dieses Negativ-Phänomen, das sich keineswegs nur in der Schule manifestiert, lautet Klassismus – gemeint ist eine Form der Diskriminierung, ja Unterdrückung, die Rassismus und Sexismus ähnelt, erklärt der Soziologe Andreas Kemper. Er gilt als einer der führenden Vertreter der Klassismus-Forschung in Deutschland, wo der Begriff analog zum englischen Terminus „classism“ gebildet wurde und noch relativ unbekannt ist. Während es heutzutage angesagt sei, über „Rassismus“ und „Gender“ zu sprechen, sei das Thema „Klasse“ eher uncool, schrieb die kürzlich verstorbene afroamerikanische und feministische Literaturwissenschaftlerin bell hooks (die die Kleinschreibung ihres Namens forderte).

„So wie Rassismus sich auf Rasse bezieht, bezieht sich Klassismus auf Klasse. Das heißt, aufgrund einer Zuordnung zu einer bestimmten Klassenposition werden Menschen diskriminiert, unterdrückt – und nicht nur auf der Vorurteilebene“, schreibt Kemper als Mitautor, der in Zusammenarbeit mit Heike Weinbach 2009 das deutschsprachige Standardwerk über Klassismus publizierte. Häufig gibt es allerdings Wechselwirkungen zwischen klassistischen, rassistischen und sexistischen Ungerechtigkeiten, die mit dem Begriff „Intersektionalität“ erfasst werden.

Die klassistischen klassistischen Diskriminierungsformen können – gemäß den Forderungen der Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts – folgende sein: niedrige Entlohnung, unwürdige Arbeitsbedingungen, lange Arbeitszeiten, Ausbeutung. Karl Marx sprach in diesem Zusammenhang von der Entfremdung der Arbeiterklasse von ihren Produkten und ihrer Wertschöpfung: 1844 schrieb Marx in seinen ökonomisch-philosophischen Manuskripten, „dass die Arbeit dem Arbeiter äußerlich ist, d. h. nicht zu seinem Wesen gehört, dass er sich daher in seiner Arbeit nicht bejaht, sondern unglücklich fühlt, keine freie physische und geistige Energie entwickelt, sondern seine Physis ab-

Wer in prekären Verhältnissen leben muss, bekommt Häme und das Vorurteil der Faulheit oftmals gratis dazu.

kasteit und seinen Geist ruiniert“. Dieses Proletariat, das um sein Überleben ringen musste, indem es seine eigene Arbeitskraft unter gnadenlos ausbeuterischen Bedingungen verkaufte, existiert zumindest in Mitteleuropa heutzutage nicht mehr – die Rede ist eher vom Prekariat. Die Friseurin etwa, die von ihrem Job nicht leben kann, bezieht zur Aufstockung Hartz IV, genauso wie der ausgebrannte Bauarbeiter oder die Rentnerin, die fünf Kinder großgezogen hat. Diskriminierende Häme oder das nachweislich falsche Vorurteil der Faulheit oder zumindest Charakterschwäche gibt es gratis oftmals noch dazu. Als der sozialdemokratische Bundeskanzler Gerhard Schröder die „Agenda 2010“ und damit die Hartz-Reformen auf den Weg brachte, äußerte er beispielsweise, es gebe kein „Recht auf Faulheit“. Das dahinterstehende Denkmuster vereinzelt die Betroffenen und macht sie individuell für ihr Schicksal verantwortlich. Das in Wahrheit kein Schicksal ist, sondern eine verfehlte Bildungs-, Sozial- und Arbeitsmarktpolitik. Ein



Prekäre Arbeitsverhältnisse sind ein Teilaspekt von vielschichtigen sozialen Diskriminierungszusammenhängen.

Foto: picture alliance / dpa/Ralf Hirschberger

Schulsystem, das schon nach der vierten Klasse, mit dem Wechsel auf die weiterführenden Schulen, den Klassismus spiegelt, hat es schwer, denjenigen das für eine Bildungsperspektive nötige Selbstbewusstsein zu vermitteln, die bereits in der Schule systematisch deklassiert werden. Laura Regina Baisch, heute wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Köln, erzählte in einer Rundfunksendung von ihren Erfahrungen als ehemalige Hauptschülerin: „Ich muss sagen, ich war damals sehr fit, was die Agenda 2010 alles beschlossen hatte.“

„Neun Prozent aller Erwerbstätigen leben unterhalb der Armutsgrenzen, weil Deutschland einen der größten Niedriglohnssektoren Europas hat“, heißt es in dem von Christian Baron und Maria Barankow herausgegebenen Ullstein-Sammelband „Klasse und Kampf“ von 2016.

Die Corona-Krise hat die Ungleichheiten zwischen Arm und Reich noch verschärft. Leider zielt die hoch gehaltene und vielfach eingeforderte Kultur gegenseitiger Anerkennung nicht auf eine tatsächliche Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, vielmehr auf eine Art ersatzweisen Respekt. „Gerade in den jetzigen Zeiten, in denen die Schere zwischen Arm und Reich immer schneller immer größer wird und gleichzeitig diskriminierende Bilder von Armen zementiert werden, glauben wir, die politische Sprache beweglicher machen zu müssen“, schreiben Kemper und Weinbach.

Der Begriff der Klasse wird auch auf einen soziokulturellen Habitus bezogen, der mit einem ökonomischen Status einhergeht und laut Pierre Bourdieu jene „feinen Unterschiede“ definiert, welche heute die materiellen Klassenunterschiede teilweise begleiten, teilweise überlagern, teilweise verstärken. Christian Baron, selbst Arbeiterkind, hat in seinem Buch „Ein Mann seiner Klasse“ diesen Habitus konkret und bildlich beschrieben: „Wenn meine in Akademikerhäusern aufgewachsenen Freunde erstmals

meine Wohnung betreten, dann fällt ihr Blick immer auf den riesigen Fernseher. (...) Ein Fernseher gilt vielen Bildungsbürgern als Statussymbol der Ungebildeten.“ Klischees von unterprivilegierten oder materiell armen Menschen als willensschwache, haltlose Existenzen, die pausenlos vor der Glotze hocken, dazu Cola und Chips konsumieren und rauchen, liegen da nicht fern. Überfüllte Aschenbecher werden geradezu zum Symbolbild des Prekariats.

Indes wird den Realitäten abseits der ökonomischen Lebensbedingungen von sozial unterprivilegierten Menschen denn doch wenig Beachtung geschenkt. Es geht nicht mehr nur und nicht mehr in erster Linie – wie einst bei Karl Marx – um einen Klassenkampf, um ökonomische Ausbeutung und den Aufstand dagegen. Sondern, wie bei Pierre Bourdieu, auch um jene „feinen Unterschiede“, welche zum Beispiel die Durchlässigkeit des Bildungssystems beeinträchtigen oder verhindern; jene soziokulturelle Differenzierung mit ihren diskriminierenden Folgen, welche es beispielsweise den Kindern aus bildungsfernen Familien schwer

Es geht um jene „feinen Unterschiede“, welche die Durchlässigkeit des Bildungssystems beeinträchtigen.

machen, in eine andere Klasse aufzusteigen. Der Hochschul-Bildungs-Report von 2020, eine Studie des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft in Kooperation mit McKinsey, konstatiert: Von 100 Arbeiterkindern in der Grundschulern gehen später nur 21 auf eine Hochschule, während es in Akademikerfamilien 74 von 100 sind. Von den Studienabbrechern stammen 72 Prozent aus Arbeiterfamilien, so die Frankfurter Allgemeine Zeitung in einem Beitrag mit dem Titel „Wenn die Eltern nicht studiert haben“. Häufig haben Studierende aus Arbeiterhaus-

halten Jobs nebenher, weil sie sich etwas dazuverdienen müssen. Und natürlich macht es schon im Schulalter einen Unterschied, ob man in den Sommerferien Sprachkurse im Ausland belegen kann, daheim bleiben oder gar arbeiten muss. Der Schriftsteller Arno Frank beschreibt dies so: „Ich bin achtzehn, und mein erster Ferientag ist wieder ein erster Arbeitstag, diesmal bei der örtlichen Müllabfuhr.“

Bourdieu, selbst in einer einfachen Pächterfamilie groß geworden, definierte den Habitus als das Klassenunbewusste – das, was bei der Analyse des Klassencharakters über das unterschiedliche ökonomische Kapital hinausgeht. Und was mit diesem doch als eigene Kapitalform in eine Wechselbeziehung tritt: das kulturelle Kapital. Lektüre, Sprache, Mode, Musikgeschmack, Ess- und Konsumgewohnheiten, Wohnungseinrichtung und Umgangsformen spielen hier die entscheidende, von der Klassenherkunft geprägte Rolle. Sie verleihen Souveränität oder Unsicherheit, wenn man sich etwa in der Sphäre der sogenannten Hochkultur bewegt oder in entsprechenden sozialen Klassen reüssieren will – bis hin zum ganz handfest materiellen beruflichen Fort- und Einkommen. Das kulturelle Kapital ermöglicht das Nutzen von Bildungsressourcen, ist hilfreich beim Knüpfen von sozialen oder beruflichen Beziehungen. Im Gegensatz dazu beschreibt Bourdieu den Habitus seines Herkunftsmilieus etwa mit sprachlichen Unzulänglichkeiten, aber auch Ehrlichkeit und offen ausgetragenen Konflikten. Bourdieu begründete eine Klassentheorie, die um die Dimension des Kulturellen erweitert ist.

Allerdings geht es um keinen strengen Determinismus. In der Adoleszenz steht für viele die Ablösung vom Elternhaus und seinen Normen im Vordergrund. Sogenannte Subkulturen entwickeln ein alternatives Protest- und Konsummilieu. In solchen Gegenbewegungen und dem Willen, sich von der eigenen Herkunft abzugrenzen, kann viel

produktive Energie stecken. Wie nachhaltig sie sich auf spätere Berufs- und Lebensphasen auswirkt, ist freilich eine andere Frage. Eine weitere Überlegung ist, dass die ökonomische Ausstattung einer Familie keineswegs zwingend etwas über die Liebe, die Zuneigung und den Zuspruch, mit dem Kinder aufwachsen, aussagt. Dies ist neben den intellektuellen Ressourcen ebenfalls ein entscheidender Faktor, um mit höherer Wahrscheinlichkeit soziale Schranken etwa in der Bildungslaufbahn überwinden zu können. Ebenso können Kinder aus privilegierten Verhältnissen, etwa aus Akademikerfamilien, in einer Atmosphäre emotionaler Kälte

Auch die „weichen“, also emotionalen Faktoren in sozialen und familiären Beziehungen sind ein Schlüssel für Erfolg.

oder überzogener Leistungserwartungen aufwachsen und dadurch eine positive Lebenseinstellung verfehlen.

Auch die „weichen“, also emotionalen Faktoren in der Qualität von sozialen und familiären Beziehungen sind ein Schlüssel für persönlichen Erfolg. Kemper formulierte es so: „Abwertung, Diskriminierung, Ausgrenzung, Ausbeutung – das sind Erfahrungen, die viele Menschen machen. Die Wahrscheinlichkeit, dem ausgesetzt zu sein, ist dann besonders groß, wenn sie nicht das Glück haben, in ein familiäres Umfeld geboren zu werden, das sie mit den nötigen Ressourcen ausstattet, um in unserer Gesellschaft wertgeschätzt zu werden.“ Ein soziales und nicht zuletzt bildungspolitisches Ziel müsste sein, jenes zufällige „Glück“, von dem Kemper spricht, in Institutionen wie Schulen und Hochschulen, aber auch in Wirtschaftsunternehmen auszubalancieren durch eine Kultur der gegenseitigen Wertschätzung und der gezielten Anleitung zum Selbstvertrauen.